



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 234

Freitag, 7. Oktober

1927.

(38. Fortsetzung.)

Das grüne Monofel.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Guido Kreuzer.

Der Staatskommissar entrang sich seiner Erstarrung und sprang auf, als wisse er überhaupt nichts von Asthma und Podagra und zweiundsiebzig Jahren. Es kam ihm auch gar nicht zum Bewußtsein, daß er die Verlobte des Botschaftsrats von Traß mit „gnädiges Fräulein“ oder zumindest „Fräulein Barell“ anreden mußte. Das wäre — in solcher Freudenstunde und wo ihm doch zumute war, als sei sie seine eigene Tochter und habe nach langer Irrfahrt, längst verloren geglaubt, nun doch wieder heimgefunden!

Er trat zu ihr und ergriff ihre in weißen Wildlederhandschuhen steckenden Kinderhände.

„Nun bist du da!“ ... wiederholte er strahlend ... „Kommst hier herein, wie wenn das die selbstverständlichste Sache der Welt ist. Dabei hast du keine Ahnung, daß deine Wege in der Zwischenzeit beinahe das Deutsche Reich aus den Fugen gegangen wäre!“

Sie sah ihn unsicher an. Sie begriff nicht, weshalb er sie mit einmal duzte und worüber er so außer sich vor Freude war.

Der Unterstaatssekretär Dr. Heinisius, Regierungsexpert und rechte Hand des Kanzlers, dieser kimmerliche, unscheinbare Greis, vor dem sie doch stets solch scheuen Respekt gehabt — genau so, wie es eigentlich allen Leuten, wie es wohl auch Henner ging —, jetzt hielt er sie bei den Händen und zog sie zu dem Sessel neben seinem Schreibtisch und zwang sie, Platz zu nehmen.

Dann rüttelte er sich selbst wieder in seinem hohen Lehnstuhl zurecht.

Die erste Überraschung war vorüber. Er wurde ruhiger. Allerdings — die ihr unerklärliche tiefe Freude blieb auf seinem Antlitz. Und auch das „Du“ behielt er bei:

„So, mein Mädchen, jetzt haben wir dich wieder eingeeheimt! Nun erzähle mal, wie du hierherkommst.“

Sie schelte verwirrt, weil sie noch immer nicht begriff.

Vom Bahnhof Friedrichstraße, Erzellenz. Mein Zug lief erst vor zwanzig Minuten ein. Da rief ich sofort mal in meiner Wohnung an und erfuhr von meiner Hausdame, Frau Geheimrat Lahusen, daß mein Verlobter sich vor drei Tagen telephonisch bei ihr nach meinem Aufenthalt erkundigt habe. Das verstand ich nicht. Denn er hatte mich ja durch ein dringendes Telegramm aus München selbst nach Erlenberg bestellt, wohin er allerdings dann nicht gekommen war. Und noch länger konnte ich doch bei Onkel Theodor nicht bleiben. Wegen der Hypothekenangelegenheit. — Als ich das Telefongespräch mit meiner Hausdame beendet hatte, fuhr ich vom Bahnhof nun gleich hierher, um Herrn von Traß einen Moment zu sprechen. Doch sagte mir der Pförtner, er wäre schon seit vier Tagen nicht mehr zum Dienst gekommen. Da wurde ich unruhig und wußte mir nicht mehr anders zu helfen, als mich an Erzellenz zu wenden und zu fragen, wo mein Verlobter eigentlich ist.“

„Wahrscheinlich zu Hause in seiner Wohnung.“
Ihre Augen wurden ängstlich.

„Er ist doch nicht etwa krank?“

„Nein, das ist er ganz und gar nicht. Und wenn er obendrein hört, daß du wieder hier bist und wie jetzt endlich Licht in die ganze dunkle Angelegenheit kommt. ... Aber wir müssen systematisch vorgehen. Vor allem brauche ich Antwort auf ein paar entscheidende Fragen: Wer ist Onkel Theodor, was ist Erlenberg, wie lange hast du da gegessen und schließlich: Wie lautete das Münchener Telegramm?“

Sie gab geduldig Auskunft.

„Onkel Theodor ist der Bruder meiner verstorbenen Mutter und mein einziger noch lebender Verwandter. Erlenberg heißt sein Rittergut in der Nähe von Ribdagshausen bei Braunschweig. Da war ich seit vorigem Freitag, also seit fünf Tagen. Und das Telegramm, das mich dorthin rief, habe ich noch bei mir. Wenn es Erzellenz interessiert ...“

Sie entnahm ihrem Handtäschchen ein zusammengekniffenes Blatt, das sie entfaltete und dem alten Herrn hinüberreichte.

Der sah erst mal nach dem Aufgabebort. Tatsächlich: München! Das Datum — er rechnete schnell zurück: der Tag, nachdem der Botschaftsrat nach Süddeutschland gereist. Stimmt also alles!

Nun zu dem Text. Der lautete:

„Abreise du sofort nach Erlenberg stop komme selbst dieser Tage dorthin stop muß private Angelegenheit von höchster Bedeutung mit dir besprechen stop suche mich vorher nirgends zu erreichen stop bewahre Telegrammtext und Reiseziel vor jedermann als Geheimnis stop. Henner.“

Das las der Unterstaatssekretär sich ein paarmal durch, schüttelte den Kopf, murmelte: „Verdammt geschickt!“, kniff die Depesche wieder zusammen und gab sie zurück.

„Also daraufhin bist du sofort frischfröhlich losgefahren, nicht wahr, mein Döckling?“

Sie nickte energisch.

„Das versteht sich doch von selbst. Wo Henner mich ja rief. An der Treppe zum Bahnhof Zoo traf ich übrigens zufällig den Grafen Byrdd vom „Turf-Klub“ — einen nahen Bekannten meines Verlobten. Der verschaffte mir noch einen guten Platz und brachte mir Blumen und Konfekt und war überhaupt sehr nett. Aber wohin ich fuhr, hat er doch nicht herausbekommen. Obwohl er neugierig war wie eine Elster.“

„Auch Onkel Theodor nicht?“

„Ebenso wenig! Aber der hatte sowieso mit der Herbstbestellung zu tun und freute sich nur, daß auch Henner ein paar Tage kommen wollte. So warteten wir beide. Inzwischen vertrieb ich mir die Zeit mit Lesen, Angeln, Reiten, war auch draußen auf den Feldern und fuhr so ungefähr zu jedem Zuge, mit dem Henner hätte kommen können. Ich verstand nicht, weshalb er mir über die Verzögerung seines Eintreffens nicht wenigstens Nachricht gab, was er doch sicherlich tun konnte. Bis zum letzten Moment habe ich ausgehalten. Heute aber mußte ich zurück, weil morgen vormittag beim Charlottenburger Amtsgericht mein per-

jönliches Erscheinen unbedingt nötig ist. Es handelt sich um eine Hypothek, die gelöst ist und wo ich achtzigtausend Mark zurück erhalte. Henner wußte ja auch von diesem Termin. Eigentlich hätte er rechtzeitig daran denken können, anstatt mich zwecklos in Erlensried warten zu lassen."

"Was er, nebenbei bemerkt, gar nicht getan hat."

"Wie meinen Excellenz denn das?"

"Ich meine: daß dein Henner dir niemals dies Telegramm da geschickt hat."

Christa Barell machte große Augen.

"Henner — hat — nicht . . ."

"Da", sagte der Unterstaatssekretär und gab ihr den vorhin erhaltenen Brief, "lies mal erst!"

Sie warf einen Blick auf die Unterschrift und fuhr auf:

"Inez Rionn? Inez Rionn vom 'Esorial-Theater', Excellenz? Oh, sie ist entzückend! Sie ist die charmanteste Frau der Berliner Operette! Sonst mache ich mir aus dieser Kunstgattung nicht sonderlich viel; doch eine Premiere von Inez Rionn veräumte ich nie! Meiner Freundin Gertrud Gynn geht es ebenso. Und jedesmal nachher behauptet sie: wenn Inez Rionn meine Hautfarbe besäße, dann könnte man uns ohne weiteres für Schwestern halten."

"Es wäre besser gewesen", versetzte er mit einem Lippenzucken, "deine Freundin Gertrud hätte nie Veranlassung gefunden, solche Ähnlichkeit zwischen euch beiden festzustellen. Dann würde uns allen mancherlei erspart geblieben sein. Na — lies nur!"

Selbst war das alles! Was hatte der Unterstaatssekretär nur?

Jögernd entfaltete sie die Blätter.

Während sie las, beobachtete der alte Herr sie.

Christa Barell sah ihm und dem Licht voll zugewandt. Mitten in der Sonne. Jetzt schimmerte die Locke an der linken Stirnseite nicht mehr silberblond, sondern golden; mit jenem tiefen Bronzeton, den die alten römischen Münzen der Cäsarenzeit haben. Unendlich fein war der verhaltene Bogenschwung der schmalen, dunklen Brauen und zart die Linie der blühenden Lippen unter der ein ganz klein wenig gebogenen Nase. Wie sie, die Füße übereinandergelegt, vorgeneigt in dem Sessel saß, war sie die restlos harmonische Verkörperung von unbewusster Lieblichkeit, Anmut und unaufdringlich zurückhaltender Vornehmheit. Dame und doch noch überweht von leisem Hauch unberührten Jungmädchenstums.

Eine blendende Diplomatenfrau wirst du einmal werden, mein Kerlchen! dachte der alte Herr; und jetzt dünkte es ihn geradezu widersinnig und einfach unbegreiflich, daß gegen dies entzückende Geschöpfchen überhaupt mal — trotz aller sogenannten Beweise — hatte solch wahnwitziger Verdacht aufstehen können.

Wie richtig den Traß sein Empfinden geleitet, als er sich dagegen bis zum letzten Atemzuge wehrte.

Abermals beschlich ihn das eigenartige Frohgefühl, das ihn stets in Christa Barells Gegenwart umfing: Als stehe er auf einer der friesischen Inseln, und von der Nordsee her streiche ihm der Wind des Atlantik um die Schläfen, daß er ganz tief aufatmen konnte.

War's nicht eigentlich herrlich, daß es trotz Charleston und Etonstrijuren und reformmordender weiblicher Sportpsychose, die alles Innenleben mit Keulen totschlug, noch solche deutsche Frauen gab?

Sie und der Henner von Traß — wenn diese beiden Menschen mal nach fünf oder zehn Jahren in irgend-einer Hauptstadt das deutsche Botschaftspalais bezogen, dann würden sie das Reich zu repräsentieren wissen!

Aus nachdenklichem Sinnen schrak er auf: Christa Barell hatte den Brief beendet.

Ganz langsam legte sie ihn wieder auf den Schreibtisch. Schwer ging ihr Atem. Und in den großen, graugrünen Augen, die jeden Schimmer verloren hatten, lauerte herabzulemmende Anakt. (Schluß folgt.)

Die Unterschrift.

Skizze von A. Struppe (München).

Mit angeborener Breitspurigkeit betrat der Unterhändler Quirin Krenkl die Kanzlei des Justizrats. Die Gegenpartei, seine Schwägerin Rosina Sekenjad, war schon anwesend und blickte mit einem Gemisch von Verachtung und Mut zur Seite, als Krenkl am Tische Platz nahm.

"Ich habe sie beide zu einer Unterredung hergebeten", begann der Anwalt, "weil ich die Sache gern auf gütlichem Wege regeln möchte. Wenn Sie, Herr Krenkl, einigen guten Willen zeigen —"

"Ich?" fiel der Unterhändler mit höhnischer Verwunderung ein. "Warum nur ich? Wo ich doch alles schwarz auf weiß habe!"

Der Justizrat sah ihn mit ungläubigem Lächeln an. Gereizt durch diesen stummen Zweifel entnahm Krenkl seiner Brieftasche ein Schriftstück und zeigte es dem Anwalt, während er sagte: "Das hat mir die Sekenjad eigenhändig unterschrieben . . . Daß sie nämlich mit ihrem gesamten Mobiliar für mich Bürgen steht, jawohl! Für eine Schuld von zweitausend Mark, die ich leider nicht hab' einsösen können . . . Und jetzt wendet sich natürlich der Dirichmann an sie. Ist's deine Unterschrift oder nicht?" wandte er sich an die Frau.

Rosina Sekenjad konnte vor Erregung kaum sprechen und drehte den Kopf abermals zur Seite. Der Justizrat sprach für sie: "Es handelt sich zunächst nicht um die Echtheit der Unterschrift, sondern darum, daß Ihre Schwägerin behauptet, einen leeren Bogen Papier unterschrieben zu haben . . ."

"Ist ja aufgelegter Schwindel!" rief Krenkl in heftiger Erregung wieder dazwischen.

"Bitte, unterbrechen Sie mich jetzt nicht, Herr Krenkl", sagte der Justizrat mit ruhiger Energie. "Also Sie wollten, wie mir Frau Sekenjad berichtet hat, wegen einer Wasserzuleitung zur neuen Heimgarten-Kolonie eine Eingabe an den Stadtmagistrat machen. Dazu bedurften Sie der Unterschriften sämtlicher Gartenteilbesitzer. Mit Ihrer Schwägerin fingen Sie an, weil diese am andern Tag für einige Zeit verreisen wollte. Sie aber die Eingabe noch nicht fertig hatten. Frau Sekenjad behauptet nun, von Ihnen einen leeren Bogen Papier zur Unterschrift vorgelegt erhalten zu haben, den Sie nachträglich mit ganz anderem Inhalt ausfüllten, eben mit dieser Bürgschaftsübernahme und Mobiliarverpfändung."

Die Augen des Anwalts ruhten prüfend und verweilend auf dem verschlagenen Gesicht des Mannes. Der stieß wieder ein kurzes, verächtliches Lachen aus und entgegnete mit großer Überlegenheit: "Ist ja lauter verlogenes Gefasel von der Sekenjad! Die Eingabe wegen der Gartenangelegenheit ist wohl von mir geplant, aber ich hab' sie hernach nicht ausgeführt." Er schlug mit der Hand auf das Papier und sagte: "Dieses Schriftstück hab' ich ihr vollständig ausgeschrieben vorgelegt; sie hat es gelesen, war damit einverstanden und hat eigenhändig ihre Unterschrift gegeben. Und damit basta!"

"Nein, Herr Justizrat", schluchzte die Frau, "er hat mir einen leeren Bogen vorgelegt. Und weil er es so eilig hatte und mir die Sache so plausibel hinstellte, hab' ich dummerweise meinen Namen auf das leere Blatt gesetzt."

Der Anwalt hatte inzwischen mit einer scharfen Lupe das Schriftstück betrachtet. Krenkl schaute ihm mit hämischem Lächeln zu.

Endlich sagte der Justizrat zu dem Unterhändler: "Sie haben also den ganzen Text vorher bei sich zu Hause geschrieben und sind dann damit zu Ihrer Schwägerin gegangen?"

"Selbstredend!"

"Woher stammt das Papier?"

"Das liegt stückweise in meinem Schreibtisch."

Der Justizrat nickte und schien mit dieser Erklärung zufrieden. Ganz ruhig fuhr er fort: "Das Format des Bogens ist ziemlich groß. Konnten Sie ihn in Ihrer Brieftasche unterbringen?"

"Daß ihn natürlich zusammenlegen müssen, wie Sie sehen . . ."

"Ja, das sehe ich." Der Justizrat mußte aber noch etwas gesehen haben; denn er sagte: "Mich wundert nur eins, Herr Krenkl: daß Sie sich die Arbeit dadurch erschwerten, indem Sie das Papier zuerst zusammenfalteten und dann erst beschrieben. Bekanntlich schreibt es sich über scharfe Buglinien immer etwas schwer."

"Wie meinen Sie das?" fragte Krenkl mit kaum merkbarer Unsicherheit.

"Ich meine es genau so, wie es ist. In der Regel schreibt man auf einen glatten, ungefalteten Bogen Papier, wenn man an seinem Schreibtisch sitzt und den Bogen frisch aus der Lade nimmt. Nun sieht man aber an Ihrem

Schriftstück genau — besonders an den Unterlängen — daß Sie zwei Zeilen auf eine schon abgebogene Fläche setzen mußten. Das wäre Ihnen aber erspart geblieben, wenn Sie, wie Sie behaupten, das Schriftstück tatsächlich zu Hause vorbereitet und dann erst zu Frau Sevensad gebracht hätten. Ja, das meine ich. Vermutlich werden die gerichtlichen Sachverständigen auch dieser Meinung sein.“

Und so war es auch.

Der Fluch des Affengottes.

Von Volkmar Iro.

Der schwarzbärtige Kalasa hatte reglos vor seiner Garfuge im Eingeborenenviertel von Bombay und starrte in das Gewühl der Basare, das schillernd und brüllend in der Gluthitze des Vormittags vorbeisog; aber er sah nicht die zerfetzten, grellfarbigen Turbane über den braunen Gesichtern, die dottergelben, kobaltblauen, giftgrünen, fleischfarbenen Kattuntücher der Weiber, die halbnackten Kinder mit ihren Glasketten, die in den schreiendsten Farben gestrichen, vier- und fünfstückigen Zinskasernen, auf deren schmalen Balkons grüne Papageien zwischen zerfetzter Wäsche und bunten Gewändern einen Höllenlärm vollführten; er sah nicht die Büffelgespanne, Ziegen und Autos in dem Strom der Menschen — er sah nur das gelbe, häßliche Gesicht des arabischen Pferdehändlers, hörte immer wieder den Fluch, den er ihm am vergangenen Abend entgegenschrie.

Der Araber hatte die rote Holzstatue des dickleibigen, affentölpigen Sanuman, des Gottes der Fröhllichkeit, die in der Küche neben dem Herd stand, angespien und dabei dem Wirt schwere Sorgen und schlechte Geschäfte gewünscht, weil er sich weigerte, den zahlungsunfähigen Gast weiter zu verköstigen.

Kalasa hatte sofort seinen Lieblingsgott unter Gebeten gereinigt und ihm Blumen gestreut, aber er war die ganze Nacht schlaflos gelegen und grübelte jetzt weiter nach, wie er sich am billigsten vor der Rache des beleidigten Sanuman schützen könne, denn er war in der ganzen Umgebung als Geizhals bekannt, und wollte sich das Opfer im Tempel ersparen.

Aber seine Furcht war stärker als sein Geiz. Er stand auf, nahm den Verdienst des Portages, gab seiner Frau Weisungen für den Mittag und ließ sich dann von dem braunen Gewühl, das aus den Basargassen der Seidenhändler, Silber Schmiede, aus den Baumwollspinnereien und Fabriken zusammenströmte, gegen den Siva-Bholeschwart-Tempel treiben. Er schritt bedrückt durch den Gestalt der Garfugen und Räucherkerzen, der schwelenden Ruchmister, des Brodems von Bratöl, scharfen Gewürzen und der Kochtöpfe, klimperte unschlüssig mit seinen Silberrupien, kaufte dann in den Buden vor dem Tempelbezirk billige Blumen und Lichter, ging im Tempelhof vorsichtig an den heiligen Röhren vorbei, die vor ihren Deubündeln wiedertauchten, beschenkte einen Voghi, der, den ausgedörrten Leib mit grauer Asche und farbigen Kreiden beschmiert, behängt mit Amuletten und Rosenkränzen, mit einer graulichen Verrentung der Arme in der Sonne lag, und betrat schon den Seitentempel, in dem im ferzenerhellten Halbdunkel neben dem buntbemalten Kriشنا der mächtige, rotangestrichene, unförmig dicke Gott der Fröhllichkeit kauerte.

Kalasa zündete die Lichter an, streute seine Blumen, legte den kahlgeschorenen Priestern schweren Herzens die Silberrupien in die Messingschalen und trat dann erleichtert den Heimweg an.

Aber sein Opfer hatte keine Gnade gefunden und der Zorn des Affengottes wurde schon am Abend offenbar, als in den Gassen die roten und blauen Ampeln brannten und die Küche Kalasas voll Gäste war.

Ein hagerer, elend aussehender Kuli schlich sich herein, als Kalasa eben beim Herd die Schüsseln füllte, kauerte sich in einen Winkel und bat seine Nachbarn demütig um einen Schuß Reiswein. Die Arbeiter und Lastträger erschrafen, als sie die keuchende Stimme hörten und näher in das jaßgelbe, abgezehnte Antlitz blinnten. Die Lippen des Mannes waren bläulich, seine Augen flackerten in den tiefen Höhlen, ein heftiges Fieber ließ seine Zähne gegeneinander schlagen. Einer ließ ihn trinken, rief den Wirt und bat um eine Schale Reis für den Erköpften.

Kalasa musterte den Kuli und verlangte zuvor die Bezahlung. Als der Mann die Schulter zuckte, wurde Kalasa über den Bettler, der sein Geschäft zur besten Zeit störte, zornig und wies ihn hinaus.

Da erhob sich der hager, hohlhängige Hindu keuchend, stand fiebergeschüttelt, warf sein zerfetztes Tuch ab und zeigte gegen die bläulich geschwollenen Achselhöhlen.

Ein Schrei gellte, Kalasa bog sich vor dem Pestkranken zurück, die Gäste drängten zum Ausgange, in der kürzesten Zeit war die Küche leer. — — —

Als der Türvorhang hinter dem Bothen gefallen war, schlug der Kuli rasch sein Tuch über. Er zitterte jetzt nicht mehr, sprang zum Herd, leerte blüschneel zwei Reischüsseln und einen Krug, stößte, was er nicht vertilgen konnte, in einen Topf, band ihn auf den Rücken, sprang durch das Fenster in den Hof des Nachbarhauses und verschwand in der Finsternis der nächsten Gasse.

Und während die Seuchepolizei in der Gartüche des Kalasa nach dem Pestkranken suchte, wusch sich der Kuli im Teich des Bombadevi-Tempels die blauschwarzen Flecken vom Körper, wuschte sich die Lippen von den Lippen und Augen, verzehrte in Ruhe die Reis- und Fischgerichte des Topfes und erwartete dann vor dem Tempel den Araber, der ihm schmunzelnd eine Rupie für die rasche Erfüllung des Fluches Sanumans bezahlte. — — —

Am nächsten Mittag trat der Araber in das halbleere Lokal Kalasas, begrüßte ihn höflich und erklärte sich bereit, seine Verwünschung wieder zurückzunehmen, wenn ihm der Wirt das Essen noch für zwei Wochen kreditiere.

Kalasa atmete auf. Er hatte sich schon verfrankt und sein blühendes Geschäft verödet gesehen und war sofort einverstanden, nicht zwei, sondern drei Wochen zu kreditieren. Und während er den Araber mit dem Beuten bediente, berechnete er zufrieden, daß ihm der unheimliche Gast für drei Wochen noch immer billiger komme als das Opfer des Verdienstes von einer Woche, das er in seiner Furcht am Nachmittag den Priestern des Sanuman bringen wollte.

Gesellschaft und Mode

Saare in Gold — die Wintermode. Die in Wien tagenden internationalen Friseure haben ihre eingehenden Beratungen über die Winterhaarmode mit einstimmigen Beschlüssen beendet, die für die elegante Frauenwelt von besonderer Bedeutung sein werden. Auf Vorschlag des Friseurs Gritsch (Budapest) müssen die Frisuren der Bekleidung entsprechen. Das Haar soll zum Beispiel, wenn goldene Schuhe getragen werden, ebenfalls vergolbet werden. Die Bemalung von Pustköpfen sei durchaus nicht zeitraubend, sondern vielmehr sehr rasch durchzuführen. Die Akademie der Damenfriseurkunst erließ ein Preisaus schreiben, nach dem bis zum 15. Oktober neue Frisuren nach diesen Vorschlägen in Bildern vorzulegen sind.

Reise u. Verkehr

Die Schnellzüge sollen Vorkriegsgeschwindigkeiten erreichen. In Rostock fand dieser Tage die 8. Personenaus- jeichplan- und Wagenbeistellungs-Versprechung der Deutschen Reichsbahngesellschaft statt, auf der wichtige Beschlüsse für das kommende Fahrplanjahr gefaßt wurden. Bei der Besprechung waren Vizepräsident der Hauptverwaltung, der Gruppenverwaltung Bayern, des Reichsbahn-Zentralamts, des Zentralverkehrsamts München und der Reichsbahndirektionen anwesend. Es soll versucht werden, unter Berücksichtigung der erforderlichen Halte mit der Beschleunigung der Schnellfahrenden Züge so weit fortzuschreiten, daß auf vielen Strecken Friedensfahrzeiten erreicht werden. Die Durchführung dieser Absicht ist — wie „Die Reichsbahn“ meldet — mit großen Schwierigkeiten verbunden und wird nicht ohne einzelne Härten im örtlichen Verkehr zu ermöglichen sein. — Die vielen Ungleichheiten bei der allgemeinen Anordnung, bei den im Kursbuchschlüssel verwendeten Abkürzungen sowie bei dem Verzeichnis der durchlaufenden Wagen sollen beseitigt werden. Eine Arbeitsgemeinschaft einiger Reichsbahndirektionen wird den Versuch machen, im Benehmen mit der Reichskursbuchstelle nach Möglichkeit eine Bearbeitung der Kursbücher nach einheitlichen Grundsätzen zu erreichen. — Ferner sollen noch die verschiedenen Bestimmungen über die Wartezeiten bei Verspätung der Personenzüge vereinheitlicht werden, um die Übertragung größerer Verspätungen von Zug zu Zug über weite Strecken möglichst zu verhindern.

Hygiene im Schlafwagen. Seit kurzem geht die Mitropa dazu über, die beiden Schlafdecken in den Wäscheübergang fest einzuziehen; auf der vierten offenen Seite nach der Wagenwand hin kann der Übergang geknüpft werden. Bisher war bekanntlich um die Decke nur lose ein Umschlag gelegt, so daß bei stärkerer Bewegung der Körper leicht mit der Wolldecke in Berührung kam. Es ist sehr erfreulich, daß jetzt auch in den Schlafwagen die hygienisch saubere Methode, die Decke fest in die Wäsche einzuziehen, in Anwendung kommt. Vorläufig ist die Neuierung noch nicht restlos durchgeführt, doch werden bis zum Jahresende sämtliche deutsche Schlafwagen diese Art der Verrichtung aufweisen.

* Dr. iur. Wilhelm Cramer: „Göttliche Gesetze“. (Verlag S. M. Hauschild, Bremen.) Der Verfasser eines Buches, das seinerzeit großes Aufsehen erregte, vries Rembrandt als Gelehrter, der die schöpferischen Geister Deutschlands aus der Enge des Spezialistentums emporführen und ihren Blick für makrokosmische Weiten schärfen sollte. Ein Werk von ähnlich umfassendem Wissen und universaler Tendenz ist das Buch Cramers. Es eröffnet weite Perspektiven in philosophischer, religiöser, politischer und naturwissenschaftlicher Beziehung und bringt eine überraschende Fülle neuer Gedanken in eine klare und allgemein verständliche Form. Aus dem Zusammenbruch unserer Kultur, so meint der Verfasser, kann eine Rettung nur auf dem Wege des Geistigen gefunden werden. Zu diesem Zwecke müssen die göttlichen Gesetze gefunden werden, die dem Kosmos und dem menschlichen Leben zugrunde liegen. Sittlich handeln bedeutet, im Einklang mit diesen Gesetzen zu leben. Als Fundament alles Weltgeschehens findet Cramer den Satz vom zureichenden Grunde, den er demgemäß zum Prinzip des Rechtes erhebt. In weit ausgreifender Weise schildert er zunächst das primitive Recht der Emanation des Weltprinzips und zeigt, wie das moderne Recht sich nur auf der Erkenntnis der letzten Gründe aufbauen kann. Seine Ausführungen über Zivilrecht und Strafrecht und ihre Reformen, sowie über den Zukunftsstaat mögen hier und da zum Widerspruch reizen, sind aber stets fesselnd und mit glänzender Dialektik geschrieben. Das Wissen um die göttliche Allmacht und Gnade ist gleichzeitig ein Wissen um den Wert des Lebens und läßt den Verfasser einen optimistischen Ausblick seiner tiefdurchdachten Ausführungen finden. W. B.

* Zu Volbehr: „Schiff in Not“. Ein Zeitroman. (Verlagsbuchhandlung Broschel & Co., Hamburg.) Im Mittelpunkt dieser bunten und gestaltenreichen Erzählung steht ein altbewährtes Kaufmannshaus, das zwar von den Krisen der Nachkriegszeit in schwere Nöte gebracht werden kann, so daß es wie ein Schiff in Not ist, das aber in all den Stürmen und Sturzwellen, die darüber hinwegbrausen, den alten Kurs hält und unentwegt den Punkt ansteuert, den schon Vater und Großvater und viele Generationen vorher im Auge behielten: Der ehrbare Kaufmann.

* P. G. Wodehouse: „Ein Glücklich“. Aus dem Englischen übertragen von Franz Fein. — Romane der Welt; Herausgeber: Thomas Mann und S. G. Scheffauer. (Th. Knaur Nachf., Verlag, Berlin W. 50.) Erfrischendes, befreiendes Lachen begleitet die Lektüre dieses neuen Buches, in dem Wodehouse seine meisterliche Kunst der heiteren Charakterisierung beweist. Er versteht es meisterhaft, der Gestalt eines vertriebenen jungen Burischen den Hakenwurf des Helden, des gleichsam unangreifbaren charmanten Eroberers zu verleihen. Ein Wirbel von Ereignissen, von tollen Streichen, amüsiert uns und hält uns in Atem.

* „Arnold Böcklin“ Von Dr. G. J. Wolf. (H. Brödmann u. Co., München.) Als eine sehr zu beachtende Jubiläums-Ausgabe erscheint rechtzeitig zur 100. Wiederkehr von Böcklins Geburtstag dieses höchst reizvolle Bändchen. Böcklin das Genial, das war der gewaltige, auch die Widerwilligsten überzeugende Eindruck der Basler Ausstellung, mit der viel größeren Darbietung der Berliner Nationalgalerie wird das deutsche Volk erneut Besitz von einem seiner größten Künstler aller Zeiten nehmen. Die 100. Wiederkehr des Geburtstages fällt in eine Zeit voll problematischer Kunstgeschehens, die zwar reich an Kunstströmungen aber wenig reich an wahrer Kunst von neuem an den Werten Böcklins sich künstlerisch aufzuheben soll. Mit diesem Jubiläumsbändchen ist der Verlag einem wirklichen Bedürfnis nachgekommen denn durch den billigen Preis wird nun den weitesten Kreisen die Möglichkeit der Anschaffung eines wertvoll wie illustrativ gleich vorzüglichen Werkes über den großen Malerfürsten gegeben.

* „Deutsche Bürgerkunde.“ Was der Bürger von seinem Staat wissen muß. Von Dr. Müller-Paer. (Carl Grüniger, Nachf. Ernst Klett, Stuttgart.) Es ist ein gutes Zeichen für das wachsende Verständnis in unserem Volk, daß bei innerpolitischen Auseinandersetzungen sehr mehr und mehr das rein Gefühlsmäßige in den Hintergrund gedrängt wird gegenüber staatsbürgerlichen Erwägungen. Diese letzteren in besonderer Maße zu fördern, ist das Buch sehr geeignet. Weit entfernt von trockener und akademischer Darstellung, versteht es der Verfasser — der durch seine auffällende Arbeit weiten Kreisen bekanntgewordene

Jurist — nicht nur alles Wesentliche knapp und klar zu sagen, sondern auch dem Stoff alles Spröde zu nehmen und ihn in leicht faßlicher, lebendiger Darstellung zu bieten. Das Buch gliedert sich in drei Teile: Allgemeine Staatslehre (Wesen, Entstehung und Zweck des Staates), Staatsformen (die verschiedenen Formen der Monarchie und Republik), und das geltende deutsche Staatsrecht mit all seinen Fragen, die für uns heute so ungemein wichtig sind. Im Anhang erleichtert ein sorgfältiges Sachregister das Auffuchen.

* Sonne und Süden, Licht und Farbe ist die heimliche Sehnsucht jedes Deutschen. Nach der schimmernden Bläue des Mittags spannten die Wiltinger ihre Segel, und moderne Reise Sehnsucht folgt ihnen noch immer. Und wer auf die Erfüllung seiner Reise Sehnsucht verzichten mußte, verlangt doppelt nach einem „Farbigen Abglanz des Lebens“. Solchen Stimmungen kommt der Kunstverlag Trovitsch & Sohn, Frankfurt a. O., aufmerklos entgegen. Zu den wertvollen Gaben, die er uns bisher geboten hat, gesellt sich neuerdings Hans Bohrdts strahlendes Seebild „Vor Teneriffa“. Dem bekannten Marinemaler verdanken wir eine Reihe trefflicher Gemälde, die die Meeresherrlichkeit einfangen. „Vor Teneriffa“ ist sein lebenswürdigstes Werk. Im Sonnenduft breitet sich die östliche Insel mit dem berühmten Pit, spiegelt sich in seeliger Bläue, wie sich der edelsteinebunte Himmel darin spiegelt. Ein solches Seebild bringt starke Bewegung, Gegenständlichkeit in das Bild, das in all seiner Farbenpracht doch pastellartig zart anmutet und die traumhafte Lieblichkeit der Landschaft fast visionär wiedergibt. Das prägnante Kunstbild wirkt reizvoll wie das Original. Der mäßige Preis ermöglicht weitesten Kreisen die Anschaffung. Jede Kunsthandlung führt Bestellungen aus. Abirgend ist der Verlag im Begriff, einen stark erweiterten, illustrierten Katalog seiner bisherigen Veröffentlichungen herauszugeben. Eine Parade gleichsam über sein bisheriges Schaffen. Die Kunstanstalt Trovitsch & Sohn sendet diesen Katalog jedem Interessenten postfrei zu.

* Musiktheoretische Grundlagen, ein Führer durch die Elementar- und Akkord-Lehre der Musik, mit kurzer Darstellung der Lehre vom Kontrapunkt. Von E. Schaub, Lehrer am Stern'schen Konservatorium in Berlin. Abgesehen von einigen kleinen Seitenzählungen ins Neuland der Akkorda und dem Umstand, daß auch einzelne Notenbeispiele für Geiger und Sänger berechnet sind, bringt dies Werkchen zwar nichts gerade Neues, aber das Mittelbannende in meist zweckmäßiger Form. Als Leitfaden für Schüler zu empfehlen; aber die Durchsicht der zu lösenden Aufgaben seitens des Lehrers wird schließlich doch nicht zu umgehen sein. (Verlag von Siebenster & Co., Berlin.)

* „Deutsche Kunst und Dekoration.“ Soeben hat die Verlagsanstalt Alexander Koch in Darmstadt das erste Heft des neuen Jahrgangs erscheinen lassen. Es beweist, daß die vornehme Zeitschrift nach wie vor entschlossen für echte Kunst und für jede wahrhaft moderne Bestrebung eintritt. Besonders beachtenswert ist eine kritische Bewertung der Ausstellung „Neue Sezession“ in München aus der Feder Wilhelm Michels, sowie eine objektive Würdigung der Werkbundausstellung in Stuttgart durch A. A. Düssel. Aus dem reichhaltigen Inhalt heben wir noch die Aufsätze über den Bildhauer Robert Mieris, die Zeichnungen von Maurice Dins, die internationale Buchkunstausstellung in Leipzig und die Wiener Kunstschau hervor. Daß die Ausstattung des Heftes vorzüglich ist, versteht sich bei dem bewährten Verlag von selbst. W. B.

* Dr. Erwin Varschfeld: „Sozial-Verträge“. (Carl Heymanns Verlag, Berlin W. 8.) In einer gründlichen Gesamtdarstellung, welche der Darstellung der einzelnen Sozialformen (offene Handelsgesellschaft, Kommanditgesellschaft, G. m. b. H. usw.) vorangeht, ist zu den verschiedenen Fragen, die bei jeder Regelung aufzuheben, vergleichend Stellung genommen, so daß man schnell weiß, wie ein einzelner Punkt bei jedem Rechtsgebilde geregelt ist. Eine Übersicht über den Charakter der einzelnen Vertragsformen gewährt ein ganzes Kapitel. Die Bedeutung der verschiedenen Mehrheiten ist im modernen Sinne gewürdigt, vor veralteten Anschauungen, die sich praktisch nicht bewährt haben, wird oftmals gewarnt. Der die Praxis kennende Verfasser hat zu seinem Thema ein „modernes“ Buch geschrieben.

* Tastenfindex. Ein ausgestanzter Kartonstreifen, der auf die Klaviatur aufgelegt wird, so daß die schwarzen Tasten in die Einschnitte des Apparates hineinpassen. Die Ermittlung der Töne innerhalb einer Oktave kann somit mechanisch erfolgen. (Steingraber Verlag, Leipzig.)